

Die Blutorangen [Fortsetzung]

Autor(en): **Bosshart, Jakob**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **3 (1927)**

Heft 4

PDF erstellt am: **26.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-757833>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DIE BLUTORANGEN

Von JAKOB BOSSHART

Veröffentlicht mit gültiger Erlaubnis des Verlags Grethlein & Co., Zürich

(Nachdruck verboten)

(Schluß)

Am zweiten Tage hatten sie ein seltsames Erlebnis. Während sie schweigend durch die stumme Wüste zogen, hörten sie auf einmal ein klägliches Stöhnen. Sie gingen dem Laute nach und entdeckten in einer Einsenkung einen schwerverwundeten Mann in blutdurchtränkten Kleidern. Er schrie nach Wasser, und als ihm Hilwe aus dem Schlauch Lippen und Zunge genetzt hatte, erzählte er in stockender Rede seine Not. Er war ein jüdischer Händler, der mit allerlei Waren von Oase zu Oase zog und sie den Arabern für billiges Geld überließ. Am Abend zuvor hatten ihn streifende Beduinen angefallen und ausgeraubt, ihm sein Kamel, mit allem, was er besaß, entführt und ihn hilflos in seinem Blute liegen lassen.

«Es ist mir nichts geblieben, als diese zwei Bäumchen,» fuhr er nach einer Weile weiter, «es sind Fruchtäbäume, Burtoganen. Nehmt sie, Fremdlinge, zum Dank dafür, daß sich euer Herz bei meinem Anblick gerührt hat. Pflanz sie ein und pflegt sie reichlich, sie werden euch Früchte bringen, wie ihr noch keine saht oder aßt in euerem Leben, Früchte mit einem herrlichen Geschmack und einer wunderbaren Kraft: wenn eines von euch davon ißt, wird es wissen, wie groß die Liebe des andern zu ihm ist oder war.»

Kaum hatte er das gesagt, als er anfang zu röcheln und den schwersten Kampf zu kämpfen.

Gamid und Hilwe blieben bei ihm, bis der letzte Seufzer von ihm geflohen war, dann zogen sie ihres Weges weiter. Jedes hatte eines der Bäumchen zu sich genommen und beide gedachten in Freude und Sehnsucht des Tages, da sie an ihren Früchten erkennen sollten, wie lieb sie sich hatten. Keines zweifelte, daß die Erkenntnis eine selige sein würde.

Sieben Tage nach seinem Ausritt erreichte Gamid mit seiner Frau und den wenigen Stücken Vieh, die die lange Reise überdauert hatten, die Oase Rahme wieder. Die alte Mutter nahm ihre Tochter mit Tränen auf und da sie sie so lieblich und schlank vor sich sah, sprach sie: «Mein Wille ist geschehen, nun kann ich sterben.»

Und wie sie gesagt, geschah es. Wenige Tage später lag sie oben auf dem Hügel im Sand, nicht weit von der Stelle, wo ihr Mann begraben worden war.

Gamid und Hilwe führten eine Zeitlang ein glückliches Dasein, wolkenlos, wie der Himmel, der sich unwandelbar über die Wüste dehnte. Sie teilten sich treulich in die Arbeit, Gamid sah zum Vieh, Hilwe schöpfte mit einem Tonkrug Wasser und trankte Bäume und Klee. Mit besonderer Liebe begoß sie die Bäumchen des Juden. Mit jedem Krug Wasser trug sie ihnen einen Wunsch zu. Gamid sah ihr manchmal mit Wohlgefallen nach, wenn sie das schwere Tongefaß leicht und sicher auf den Kopf hob und es aufrecht, ohne zu schwanken, durch das Gartenland trug. Dann holte er etwa eine Hand voll Datteln herunter und steckte sie der lieblichen Frau eine nach der andern in den Mund, und dazu lachten sie beide wie Selige.

Aber es kam ein Tag, der trieb Gekwölle herauf, als man es am wenigsten erwartet hatte. Gamid hatte eben seine Hilwe mit Datteln beschenkt, wie man ein Vögelchen füttert. Sie war glücklich und sprach, ohne zu überlegen: «Wollen wir nicht die Burtoganen des Juden verdursten lassen? Wozu brauchen wir sie? Wissen wir denn nicht auch so, wie lieb wir uns haben?»

Sie meinte zu scherzen, aber er verstand den Scherz nicht und war zu alt, um ihn von der jungen Frau noch zu lernen. Mißtrauen stieg in seiner Seele auf, Zweifel an ihrer Liebe. Warum wollte sie die Bäumchen sterben lassen, wenn sie ihrer Liebe sicher war? Er fand ihre Worte herzlos und verwies sie ihr hart. Die Tränen brachen ihr hervor, die ersten, die sie in der Oase Rahme vergoß. Weinend ging sie hin, füllte ihren Krug immer und immer wieder und trankte die beiden Bäumchen, bis der gierige Wüstensand das Wasser nicht mehr schlucken wollte. So meinte sie den jähren Mann wieder gültig zu stimmen. Er aber argwöhnte, sie betriehe ihr Werk so übermäßig, um ihn zu hohnen. Er ging hin, schalt sie zum zweiten Mal, barscher als zuvor, und machte sie ganz ratlos. Da erst merkte sie, wie lieb sie ihn hatte, aber auch, daß eine Liebende tragen muß, um so mehr tragen muß, je größer ihre Liebe ist.

Es vergingen zwei Jahre. Meist war der Himmel heiter über der Oase Rahme, zuweilen

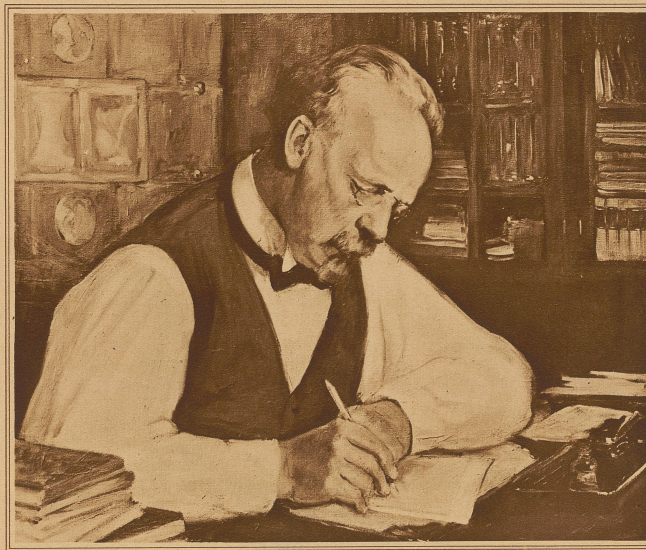
aber und immer öfter flog ein Schatten darüber weg und über Gamid's Stirne. Denn als sich der Mann an die kleine Frau, die er im ersten Liebesgefühl Süßigkeit genannt, allmählich gewöhnt hatte, und anfang, das Pest der jungen Ehe als etwas Alltägliches hinzunehmen, gewann der angeborene Jähzorn wieder Macht über ihn. Dann konnte er mit rauhen Worten und mit harten Schritten von Hilwe weggehen. Auch geschah es manchmal, daß er ihr vorwarf, sie liebe ihn zu wenig, drum schenke sie ihm keine Kinder. Die Kinderlosigkeit war ihm eine Schande und würgte seine Liebe. Hilwe dachte: «Wenn nur die zwei Bäumchen bald Frucht tragen, damit er erführe, wie lieb ich ihn habe. Dann müßte er mir wieder gut werden.»

In den Tagen, da sie bemerkte, daß die ersten Blütenknospen der Bäumchen zu schwellen anfangen, empfand sie eine Freude, wie wenn sie selber die Frucht zu tragen und auszureifen

ten, war es um die Frucht geschehen. Ihr war, es gehe um ihr Leben, und sie eilte unermüdet mit dem Krug zum Brunnen. Am Abend, als die Sonne unterging, hingen die Blüten alle herrlich an den Zweigen, frisch und eine Augenweide. Hilwe stand davor, dachte an Gamid und sehte sich nach ihm.

Der folgende Tag brachte Schrecken und Sorge. Ueber den Himmel hatte sich in der Nacht ein leichter Dunst gezogen, der gegen Süden immer dunkler wurde. Hilwe wußte, daß der Schard, der Südwind, sich erhob, der Feind aller Blüten. Und gleich war er da. Unter seinem glühenden Brausen wurde der Sand lebendig, in schweren, unheimlichen Wolken hob er sich in die Luft, verdunkelte die Sonne und fiel als Glutregen wieder zur Erde zurück.

Hilwe ging nicht, sie lief nun zwischen den Bäumen und dem Brunnen her und hin, in großer Angst, sie rief nach Gamid und klagte



DR. ERNST ZAHN

der bekannte schweizerische Schriftsteller, feiert heute seinen 60. Geburtstag

hätte. Sie fühlte ein stilles Glück über sich kommen und jedesmal, wenn sie an den Bäumchen vorbeiging, blieb sie stehen, und warf einen mütterlichen Blick auf die Knospen. Manchmal wurde sie ungeduldig, weil sie sich ihrer Ansicht nach zu langsam dehnten, wie ihr zum Trotz und Leidwerk.

In jener Zeit geschah es, daß Gamid Mantel-sack und Wasserschlauch füllte und sein Pferd sattelte, um wegzureiten. Er gab Hilwe den Grund seiner Reise nicht an, aber sie ahnte ihn mit ihrem weiblichen Gefühl, denn sie beobachtete ihn genau und war eine kleine Seherin.

Bevor er zu Pferde stieg, schmeichelte sie sich an ihn heran, ohne ihn ihre Sorge merken zu lassen. «Schau noch einmal nach den Burtoganen des Juden,» sprach sie, «bald werden sie blühen.»

Er folgte ihr, nicht eben willig, stellte sich vor die Bäumchen hin und sagte kurz: «Hüte sie wohl, wenn du ein gutes Gewissen hast und mich liebst; liebst du mich aber nicht, so klaube die Blüten ab, damit sie, wie du, keine Frucht gebären.»

Damit ritt er weg. Sie sah ihm traurig nach und sann: «Die Bäume sollen Früchte tragen und er mag davon essen, denn er wird damit Freude kosten; ich werde sie nicht in den Mund nehmen, ich weiß ja die Wahrheit schon, sie würden mir bitter schmecken.»

Unermüdet trug sie in jenen Tagen Wasser vom Brunnen, kaum gönnte sie sich Nahrung. Wie alle, die eine Liebe verloren haben, glaubte sie das entfremdete Herz sich durch Dienen und Hingebung wieder gewinnen zu können.

Eines Morgens, als sie erwachte, waren die Knospen der beiden Bäumchen aufgesprungen. Die Blütenblätter entrollten sich blendend weiß und wie volle Honigbecher dufteten die Kelche. Ihr schlug das Herz bei dem Anblick vor Freude und Angst. Wenn die Bäumchen jetzt dürste-

ten, war es in dieser Not auf der Oase allein ließ.

Sie lief den ganzen Tag und die folgende Nacht, an Ruhe dachte sie nicht. Gegen Morgen geschah ihr ein Unglück. Ihre ermatteten Füße strauchelten, sie stürzte hin und der Wasserkrug ging in Scherben. Sie stieß einen Schrei aus, denn sie ermaß die Größe des Ungeschicks. Auf der Oase Rahme gab es keinen zweiten Wasserkrug, nur eine kleine Schale, in die die Milch der Ziegen gemolken wurde, war vorhanden. Damit war der Durst des Sandes nicht zu stillen. Hilwe wußte es wohl.

Aber sie wollte es versuchen. Sie holte die Schale und füllte sie, sog sich auch den Mund mit Wasser voll, damit es besser reiche. Alle Kraft ihrer Füße bot sie auf. Aber sie sah bald, daß ihr Mühen umsonst war. Ehe das bißchen Wasser zu den Wurzeln der Bäume gedrungen war, hatte der Schard es aufgesogen oder weggeblasen.

Bis zum Mittag hielt ihre Kraft noch aus, aber dann sank sie ohnmächtig unter den Bäumchen in den heißen Sand. Die Angst peitschte sie wieder zum Leben zurück. Wären ihre Tränenbächen doch zu Strömen geworden! Wie sollte sie Gamid nun beweisen, daß sie ihn über alles liebte? Wenn sie nur sterben könnte! Sie wollte sich erheben, aber die Füße widerstehen. In dieser Not kam ihr ein verzweifelter Gedanke. Sie hob eine der Scherben des Kruges auf und schnitt sich hinter beiden Händen in die Adern, daß das Blut herauschoß. Dann wühlte sie die Hände mit ihren roten Brunnen tief in den Sand, jede sollte eines der Bäumchen tranken. Der Sand und die Wurzeln schlürften das Blut gierig auf.

Zu jener Stunde war Gamid nicht weit von der Oase Rahme. Bei seinem Ritt war das Gewissen in ihm erwacht. Einmal war ihm gewesen, Hilwe rufe ihn mit kläglichem Stimm. Da

riß er sein Pferd herum, und trieb es der Heimat zu. Als wüßte er, was geschehen war, sprengte er nach der Stelle, wo die Bäumchen des Juden standen. Er sah Hilwe liegen und sprang ab, er rief sie an und hob sie mpor. Sie war blaß wie der Tod.

«Was hast du getan?» schrie er bestürzt.

«Sind sie nicht verwelkt, Gamid?» fragte sie kaum hörbar. Dabei zuckten ihre Arme, als wollten sie des Geliebten Hals umschlingen, fielen aber gleich herab und der Kopf sank rückwärts. Hilwe war tot.

Der Wind legte sich bald darauf, die Staubwolken zerrissen, und was in jenen Strichen nur alle hundert Jahre einmal geschieht, ereignete sich: ein mächtiges Gewitter brach los, der Regen stürzte in Bächen hernieder und löschte den Durst des Sandes für manchen Tag.

Gamid begrub Hilwe auf dem Hügel, auf dem sein Vater und seine Mutter lagen, und begann dann allein den Kampf mit der Wüste.

Als die Orangen der beiden Bäumchen reif waren, löste er eine der Früchte vom Zweig und öffnete sie, fast zaghaft. Groß war sein Erstaunen. Der Saft war rot wie Blut, er hatte dergleichen noch nie gesehen und niemand vor ihm. Und als er das Fleisch zum Munde führte, drang ihm eine unsagbare Süßigkeit in die Seele. In diesem Augenblick wurden die Worte des sterbenden Juden wahr: Gamid empfand, wie mächtig Hilwe's Liebe gewesen war. Da geschah es, daß dem lieben Manne die Augen zerflossen.

Besuch im Atelier

VON ALFRED GRABER

Schwabing liegt in winterlichem Schmutz. Der Sturmwind bläst und häuft Schnee in den geschützten Häuserwinkeln auf. Die Menschen kämpfen sich mühselig durch die Straßen. Der Himmel ist schwarzgrau. Ein trauriger März-nachmittag, der noch keine Ahnung des Frühlings in sich birgt.

Ich habe wenig Lust, trotz der schlechten Witterung, zwischen meinen vier Wänden zu meditieren.

Eine rettende Erleuchtung durchfährt mich. Ich könnte ja meinen Freund, den Maler besuchen. Wirklich eine Idee. Ich packe mich zum Schutz gegen die Kälte in die wärmsten Woll-sachen und lasse mich dann vom Sturmwind zerzausen.

Die breiten Münchner Straßen und die hohen alten Häuser, die schon jahrelang keinen frischen Putz verspürt haben, stimmen mich melancholisch. Menschen und Häuser blicken so kalt und mürrisch in den farbenarmen Tag hinein.

In einem alten, wenig festlich dreinschauenden Hause wohnt mein Freund. Ich trete durch das breit knarrende Tor und fühle mich plötzlich in wohliger Geborgenheit vor dem Unwetter. Dann gehe ich über die Holzterrasse, durchschreite einen ärmlichen, schmucklosen Korridor, bis ich an einer Tür ein Schildchen finde: X. X., Kunstmaler, 2 X läuten. Ich drücke pflichtschuldig zweimal auf den Knopf. Lange Zeit regt sich nichts, so daß ich schon wieder aus Weiterbumeln denke. Doch da vernehme ich die bekannten, etwas schlürfenden Schritte, dann öffnet jemand die Tür.

«Ach, Sie sind's. Ich dachte mir: Wer kommt wohl bei dem Sawetter. Nur eingetreten, ich bin ganz allein. Ich wollte eben zu Bett gehen. Bei der Beleuchtung kann ich nicht mehr malen, und überdies hätte ich noch Kohlen gesparrt.»

Wir tasten durch einen dunklen Gang und sitzen uns bald in einem dürftig erhaltenen Raume gegenüber.

Mein Freund ist klein und buckelig, doch aus seinem Wesen strahlt die Freudigkeit des Künstlers, der alles Ungemach auf sich nimmt um seines Berufs willen, der hungrig und friert und krank liegt, und doch im nächsten gottbegnadeten Moment den Pinsel wieder zur Hand nimmt und malt.

Das Atelier! Gott, man lebt wie man muß. Ich sehe mich um, ehe es ganz dunkel wird. Hauptsächlich bin ich immer neugierig, ob etwas frisch Begonnenes auf der Staffelei steht. Diesmal entdecke ich einen Damenkopf vor einer Landschaft. Mein Freund figt als Erläuterung ironisch und etwas wehmütig hinzu:

«Ich nenne das Bild „Trümmerei“. Vielleicht kann ich's verkaufen, darum mal ich's fertig.»

(Fortsetzung auf Seite 6)

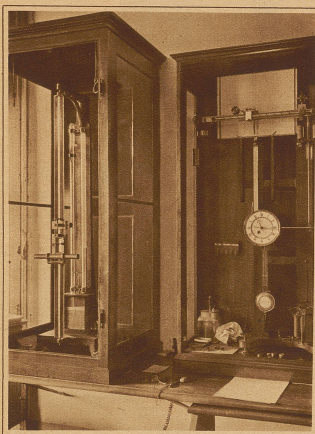
Beim Wettermacher

Von
A. Krenn, Zürich

(Mit Illustrationen nach eigenen
Aufnahmen des Verfassers)

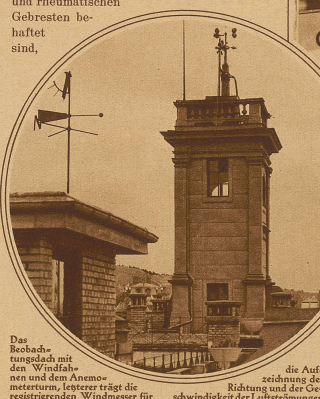


Von unserem Wetterdienst: Ansicht des Bibliotheksaumes in der Meteorologischen Zentralanstalt, mit der reichhaltigen Fachliteratursammlung



Instrumentenraum mit dem Wild'schen Normalbarometer (links) und dem Wago-Barographen (Sprungfuß), dient für die kontinuierlichen Aufzeichnungen des Luftdruckes

„Bauernregeln“ und der bekannte hundert-jährige Kalender anzusehen, die ebenso zutreffend oder unzutreffend sind als manche wissenschaftliche Prognose, denn auch die primitivsten Wetterprognosen beruhen auf der Beobachtung, bestimmter Erscheinungen in der Natur, dem Verhalten gewisser Tiere, wofür besonders Landwirte und Jäger oft eine gut ausgebildete Beobachtungsgabe besitzen. Viele Menschen, die mit gichtischen und rheumatischen Gebrechen behaftet sind,

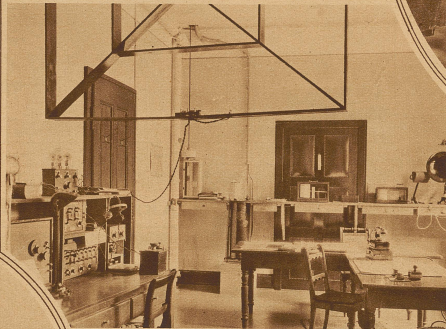


Das Beobachtungsturm mit den Windfahnen und dem Anemometer, letzterer trägt die registrierenden Windmesser für die Aufzeichnung der Richtung und der Geschwindigkeit der Luftströmungen

besitzen einen zuverlässigen „Wettervogel“, auf den sie gerne Verzicht leisten würden.
Die wissenschaftliche Wetterbeobachtung ist erst seit einem halben Jahrhundert aufgekommen und es dauerte lange, bis sie sich in der Öffentlichkeit durchzusetzen vermochte, da die unvermeidlichen Fehlprognosen oft genug Anlaß zu Spott und Mißtrauen gaben, während sie in der Hauptsache doch dem noch wenig entwickelten Beobachtungs- und Nachrichtendienst und den hier und da unberechenbaren Launen der Natur zuzuschreiben waren. Daß in der Natur bestimmte, von der Wissenschaft noch aufgeklärte Veränderungen vorgehen, können ältere Leute an Hand ihres Erinnerungsvermögens feststellen, welches ihnen sagt, daß so abnorme Witterungsverhältnisse, wie sie seit etwa einem Jahrzehnt bei uns herrschen, wie Schnee- und Kältearme Winter, wochenlange Regenperioden im Sommer, früher nicht beobachtet wurden. Mit der rapiden Entwicklung der drahtlosen Telegraphie hat in den letzten Jahren auch eine staunenswerte Verbesserung des Wetter-



Dr. Maurer, der Direktor der Eidg. Meteorologischen Zentralanstalt, bei der Beobachtung des Sonnenschirmmessers



Die Empfangsanlage zur Aufnahme der aus aller Welt eingehenden drahtlosen Telegramme (links), samt der an der Decke angebrachten Rahmenantenne

ihre Wetternachrichten in den freien Äther hinaus und dieses Material, das noch durch viele kontinentale Stationen ergänzt wird, liegt schon wenige Stunden nach der einheitlich festgesetzten Beobachtungszeit auf dem Arbeitstisch des Meteorologen, der die Meldungen der einzelnen Stationen in eine besonders geschaffene Karte einträgt, aus der ihm schon nach wenigen Minuten ein klares Bild der Wetterlage über dem ganzen europäischen Kontinent entgegentritt. Dreimal täglich werden diese Beobachtungen gemacht und europäischen Stationen ausgetauscht, die daraus die für die Öffentlichkeit bestimmten Wetterkarten und Prognosen entwerfen. Der schweizerische Wetterdienst, der außer fünf Hauptbeobachtungsstationen noch ein dichtes Netz lokaler Meldestellen besitzt, ist in der eidg. meteorologischen Anstalt in Zürich zentralisiert, von der täglich zwei Prognosen, je eine am Mittag und am Abend ausgegeben werden und durch das schweizerische Telegraphennetz noch in der gleichen Stunde über das ganze Land verbreitet werden, so daß sich jedermann, sei er Landwirt, Vergnügungsfahrer oder Hochtourist, noch vor Beginn irgendeines Unternehmens über die zu erwartenden Wetterchancen informieren kann.

(Fortsetzung von Seite 3)

Nämlich, die Dame, die's bestellt hat, ist nicht in der Lage, es zu bezahlen!

Nun reden wir nicht mehr viel und schauen, wie es langsam dunkel wird.

Die Wände hängen voll von Skizzen, Bildern und Photographien, Ausschritten aus Zeitschriften, meist Frauenbilder. Sonst wäre die nüchtern weißgetünchte Wand so kahl. Jedes Bildchen hat seine Geschichte, wenn auch zumeist nur in der Phantasie. Es sind nämlich die Frauentypen meines Freundes. In einer Ecke liegt bescheiden und zerschissen der Diwan. Er ist voll von Töpfen und Farben und Pinseln. Für mich jedoch wird all der Wirrwarr etwas zusammengeschoben, damit ich ein angenehmes Plätzchen finde.

Ein paar frische Scheite flackern im Ofen auf und geben Wärme ab. Das Zimmer schaut fast behaglich aus im Halbdunkel, das mit sorgsamer Hand die Armut deckt. Mählich verlieren die Gegenstände ihre Form und lösen sich auf ins Grau der Wand. Nur hinten auf einer Staffellei blitzt noch ein brauner Kopf mit schwarzen Haaren, darunter ein dunkles Kleid mit Silberspannen. Züge sind versucht von Lebenslust und Sonne, wie sie nur ein heißer Süden in Wirklichkeit besitzen kann. Der Maler lächelt:

«Das ist mein einziger Zusammenhang mit einem glücklicheren Erdenland. Ich muß es mit seinen greifbaren Farben in mir auferstehen lassen. Wieviel glücklicher sind Sie, der Sie alle diese bunten Dinge sehen können, der Sie nicht so jämmerlich an einen einzigen Erdenfleck gebunden sind!»

Das große Gemälde stellt ein Carmenbildnis dar, gesehen mit der Phantasie eines Nordländers.

Nun liegt das Schweigen wie ein Traum im Raume. Keiner stört. Draußen blitzt eine Laterne auf. Sie beleuchtet den nassen, schmutzigen Schnee. Welch ein Bild! Ich sinne über Dostojewskis beladene Menschen nach, die sich im Dunkel der Großstadt bewegen ihr Leben lang. Zu dieser bange Stunde fühle ich mich ihnen nahe und verwandt. Ich leide mit den Armen und Abgründigen und weiß zugleich, daß ich um ein Kleines glücklicher bin als sie, glücklicher als mein Freund, der Maler.

Die zwei Reflexspiegel am Fenster werfen das Licht der Straße gespensig ins Zimmer. Diese Spiegel braucht mein Freund, weil er sonst nicht genügend Beleuchtung fände zum Arbeiten in seinem kleinen Atelier.

«In letzter Zeit mußte ich hart durch. Ich hatte

oft wenig zu essen. Aber es genügt mir, einmal im Tag zu futtern. Es ist eigentliches, es kommen keine Damen mehr, sich malen zu lassen. Sie wissen doch, daß ich sie so gern porträtiere. Ich weiß schon, daß ich keine begehren darf. Die Frauen würden mich auslachen, wenn ich mit einem solchen Wunsche an sie heranträte. Das Gute ist aber, daß mein Werk mich über das Weib hinausträgt. Ich bin für die Frauen ein lustiger Bajazzo, der abseits stehen muß. Doch ich bin darob nicht unglücklich, denn ich habe das Lächeln gelernt.»

Ueber ein paar Bergskizzen, die mir mein Freund gezeichnet hat, muß ich staunen! Der Maler meint:

«Ich habe die Berge mein ganzes Leben lang noch nie aus der Nähe gesehen, aber ich kenne sie doch und kann sie mit meinem Bleistift packen. Ich zeichne sie wie ich sie mir träume.»

Es ist wahr, es waren mehr als nur Berge.

Wir plaudern bald über die Not der Zeit, die zu so vielen kringt, das man sonst nicht tun würde. Ihr kaltes, kritisches Köpfe horcht auf. Wenn mein Freund seine Damen malt, so macht er aus Marktweibern Damen der großen Gesellschaft, aus Höckerinnen des Geistes Herzoginnen. In der Not. Das ist sein kleines Geheimnis. Und daneben kann er lächeln. Denn die Frauen, die er malt und die vor ihm sitzen, sind zweierlei Dinge.

Spät am Abend nehme ich Abschied. An der Türe sage ich tröstend:

«Sicher kommen nun bald wieder ein paar Damen und lassen sich malen!»

Der Maler nickt:

«Gewiß, ich hoffe es auch. Und sonst; ich glaube, daß das nächste Jahr ein Glücksjahr für mich sein wird. Ich lese es aus den Sternen. Das kann so vorkommen.» Wir lachen beide zum Schluß.

Nach ein paar Tagen stürme ich mit meinem Bruder und einem Kameraden die Zugspitze. Die herrlich weißen Felder und die freien Horizonte zerstören die grauen Mauern des Münchner Stadtbildes. Wenn auch der Weg hart ist, so lohnt er doch die Mühe. Wir finden einen wolkenlosen Tag auf dem Gipfel. In die Täler schießen wir nieder und ziehen mit dem Frühling im Herzen durchs lichte Raintal.

Auch nach München ist nun etwas Lenz gedrungen.

Erst nach einem Monat besuche ich meinen Freund, den Maler wieder. Er kommt mir unter der Türe mit leuchtenden Augen entgegen und zieht mich vor die Staffellei.

dienstes stattgefunden und die Zahl der Fehlprognosen ist auf einen geringen Prozentsatz zusammengeschrumpft. Die Ausdehnung des Beobachtungsnetzes und die Schnelligkeit der Uebermittlung der Nachrichten auf drahtlosem Wege ermöglichen dem heutigen Meteorologen eine weit zuverlässigere und raschere Uebersicht über die Wetterlage auf dem europäischen Kontinent und darüber hinaus, als es noch vor wenigen Jahren möglich war. Heute besitzen wir einen internationalen Wetterbeobachtungsdienst, der von Spitzbergen im hohen Norden bis an den Rand der Sahara im Süden, von Lissabon im Westen bis nach Moskau im Osten reicht, ja selbst die Schiffe auf dem Atlantik funken

Augen muß genau so groß sein wie die Länge eines Auges. 3. Die Entfernung des äußersten Punktes des Kinns von der Basis der Nase muß mit der Distanz von der Nasenspitze bis zur Mitte der Augenbrauen vollkommen übereinstimmen. 4. Der Mund darf beim Lachen nicht mehr als ein Fünftel größer sein als der Mund in Ruhe. 5. Die beiden Seiten des Kinns müssen einen stumpfen Winkel bilden, wenn man das Gesicht en face betrachtet.

Wie viele Frauen und Mädchen, die sich mit aller Bestimmtheit für «photogenisch» hielten, sehen nun betroffen drein. Zu ihrem Trost sei mitgeteilt, daß diejenigen, welche Talent haben, auch dann sich durchsetzen werden, wenn sie nicht den erwähnten Regeln entsprechen.

Merkwürdige Kostbarkeiten

Man nimmt gewöhnlich an, daß die teuersten Dinge auf Erden die Juwelen, die Perlen, das Platin usw. sind; ein Mitarbeiter der «Stampa» bestreitet das und behauptet, daß, wenn es auf Preise ankommt, die Duffte und die Gifte mit jenen kostspieligen Dingen gar sehr in Wettbewerb treten könnten.

Den Rekord schlägt gegenwärtig das Rosenöl oder die Rosenöl essence, die man gar nicht aus den Rosen genommen, sondern aus Rosenholz, das auf den Kanarischen Inseln vorkommt, und dessen Duft in auffallender Weise an den der Königin der Blumen erinnert. Dieses Öl kostete vor dem Krieg 65 bis 70 Lire das Kilogramm; heute beträgt der Preis 2600 Goldlire und darüber. An zweiter Stelle steht das Mandarinöl, das aus der Schale der Mandarine gewonnen wird. Vor dem Kriege kostete es 35 bis 37 Lire, heute muß es mit 2100 Goldlire bezahlt werden. Es muß allerdings hervorgehoben werden, daß das Mandarinöl nur selten rein in den Handel gelangt, da es verhältnismäßig leicht gefälscht werden kann. Das Öl, das durch Destillation der Blüten der bitteren Orange erzielt wird, hat einen Marktpreis von 1450 Goldlire. Auch hier ist der hohe Preis leicht zu erklären: man braucht einen ganzen Zentner Orangenblüten, um 75 Gramm Öl oder Essence zu erzielen. Noch teurer als alle diese dufftigen Sachen aber sind die Gifte oder wenigstens gewisse Gifte. Man denkt hier sofort an die phantastischen Preise, die für Kokain gezahlt werden müssen; aber weit kostspieliger noch als Kokain ist kristallisiertes Digitalis, das mit 13,000 Goldlire per Kilogramm verkauft wird.

«Sehen Sie, nun ist alles gut. Seit drei Tagen kommt ein Mädel, das sich von mir malen läßt. Und denken Sie nun, sie schaut aus wie eine Königin. Ich bin glücklich. Ueber eine Woche lag ich krank. Bei dem Dreckwetter war's auch nicht weiter verwunderlich. Nun ist's vorbei. Der Frühling ist auch schon da. Die Sorge des Heizens bin ich nun wieder für ein paar Monate los.»

Wir plaudern.

«Nun kommt das Mädel bald wieder. Sie ist aus guter Familie. Erst wurde sie von einer Tante begleitet; doch jetzt darf sie allein zu den Sitzungen erscheinen, da man meine Harmlosigkeit eingesehen hat. Aber ich bete sie an, ich verehere sie, ich liebe sie, wissen Sie,» setzt er plötzlich mit schmerzlichem Ausdruck hinzu, «gleich wie die vielen andern auch. Denn schauen Sie mich an!»

Ich gehe durch die Straßen. Mit mir trage ich ein tiefes Nachdenken:

Was wissen wir überhaupt vom Leben?

DIE BUNTE WELT

Was gehört zum Filmstar?

Eine Mary Pickford zu sein, das ist der Traum vieler Frauen und Mädchen unserer Zeit. Talent? Nun ja, wenn man es besitzt, ist es sehr gut und schön, aber «photogenisch» zu sein, ist doch auch etwas von Bedeutung. Und so schauen die Filmstargen noch einmal und noch einmal in den Spiegel und sie finden, daß ihre Augen überaus eindrucksvoll sind, ihr Lächeln sehr reizend ist, und sie entdecken, daß sie ein allerliebtestes Näschen oder einen charakteristischen Mund haben. Daher hoffen sie alle, daß es schon gehen wird, daß sie sich nur bei einem Filmdirektor zu melden brauchen, um in der kürzesten Zeit ein großer «Stern» zu sein. Sie leben in dieser süßen Hoffnung gerade so lange, bis sie es einmal probieren, um dann, bitter enttäuscht, nach Hause zu schleichen.

Um den vielen Filmaspiranten unnötige Enttäuschungen zu ersparen, haben ein paar französische Filmregisseure die Hauptregeln festgesetzt, denen ein Gesicht entsprechen muß, wenn es «photogenisch» in Betracht kommen soll. Diese Regeln, die jetzt publiziert worden sind, lauten: 1. Die Nase darf nicht mehr als neunzehn Millimeter über die Gesichtsfäche hinausragen (bitte, Millimeter und nicht Zentimeter!). 2. Der Abstand zwischen den beiden